

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 27 (1951-1952)
Heft: 6

Artikel: Grosser, kleiner Mensch
Autor: Keller-Nett, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071099>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ERZÄHLUNG

von R. Keller-Nett

Zu meiner Zeit und in dem Dorfe, wo ich aufwuchs, zog man noch lange nicht vor jedem ersten Besten den Hut! Aber man steigerte seine Ansprüche auch nicht bis ins Himmelblaue, und als an einem Montagmorgen zu Beginn der ersten Schulstunde die ehrfürchtig weitergeflüsterte Kunde durch die Bankreihen ging, unser Lehrer habe am Samstagabend beim Raufen den seiner Riesengestalt und Kraft wegen weitherum gefürchteten Bäcker Waber glatt auf den Rücken gelegt und am Sonntag am Bezirksschützenfest den ersten Kranz geschossen, genügte uns das vollauf. Tell, Winkelried, Napoleon und Bäcker Waber wurden von den geheimen Altären, vor denen wir Buben bislang geräuchert hatten, kurzerhand hinweggefegt und kollerten kopfüber in den Staub gewöhnlicher Sterblicher, derweil unser Lehrer mit geschwellter Brust, das Gewehr im Arm und den lorbeerkrantzgeschmückten Strohhut auf dem Kopfe, feierlich sämtliche vierundzwanzig Postamente in unsern zwei Dutzend Knabenherzen bestieg und sich dort niederließ, als ob er für alle Zeiten zu bleiben gedenke.

Es sei vorweggenommen: er blieb auch lange. Schließlich war er nicht nur ein guter Ringer und Schütze, er konnte eine ganze Menge anderer Dinge, die uns Respekt einflößten. Wenn er zum Beispiel an Stelle des altersschwachen Organisten in der Kirche die Orgel spielte, dann brausten die Bachschen Fugen mit einer Gewalt durch das baufällige Schiff, daß der Kalk von den Wänden rieselte. Und die Präzision, mit der er die herrlichen Passagen aus lauter Sechzehntels- und noch schnelleren Noten hinlegte — meine Herren! Wir stritten uns jedesmal um die Ehre, den Blasbalg treten zu dürfen. Wehe dem Jungen, der es nicht fertigbrachte, die Lungen der Orgel so zu füllen, daß beim Fortissimo die Fensterscheiben klirrten; er wurde vom Orgeltreteramt ohne Gnade ein für allemal ausgeschlossen.

Wie man sieht, stand die Figur unseres verehrten Lehrers somit nicht nur kraftmeierischer Vorzüge wegen so fest auf ihrem Piedestal.

Was unser Herz immer ganz besonders hoch schlagen ließ, waren die seltenen Gelegenheiten, bei denen wir ihn in der dunkel-

blauen Hauptmannsuniform bestaunen konnten. Kehrete er nach irgendeiner militärischen Dienstleistung ins Zivilleben zurück, durfte er sicher sein, von «seinen» Buben abgeholt und wie ein Triumphator mitten durchs Dorf nach Hause geführt zu werden. Für das wünschenswerte Aufsehen sorgte das Geratter unserer Trainkolonne, bestehend aus einem Handwagen mit «unseres» Hauptmanns Gepäck. Je mehr neugierige Köpfe aus eilig geöffneten Fenstern stießen, desto unbeteiligter taten wir. Von gewöhnlichen Leuten, die nicht einmal wußten, daß unser Hauptmann längst hätte General sein können, wenn er nur gewollt hätte, nahmen wir an diesem Tage keinerlei Notiz.

Schwinger- und Schützenkönig, Orgelkünstler und sozusagen General! Aber das war noch nicht alles, sprach er doch fließend vier Sprachen — den Dialekt nicht miteingerechnet. Er hätte das Zeug zum Außenminister gehabt; ein Mann von Welt war er sowieso. Das war eine ausgemachte Sache, seit er uns einige Stunden Anstandslehre erteilt hatte, wo wir

zu unserm Staunen erfuhren, daß es höchst unschicklich sei, während des Essens den Gürtel zu lockern, Fische mit dem Messer zu essen oder sich zu Tisch zu setzen, ehe alle anwesenden Damen Platz genommen hätten. Freilich, gerade aktuell war für uns keine dieser Lehren — wir trugen Hosenträger, aßen weder Fische noch pflegten wir Umgang mit Damen —, aber uns imponierte die Sicherheit, mit der sich unser Meister bestimmt auch in allerhöchsten Kreisen zu bewegen verstehen mußte.

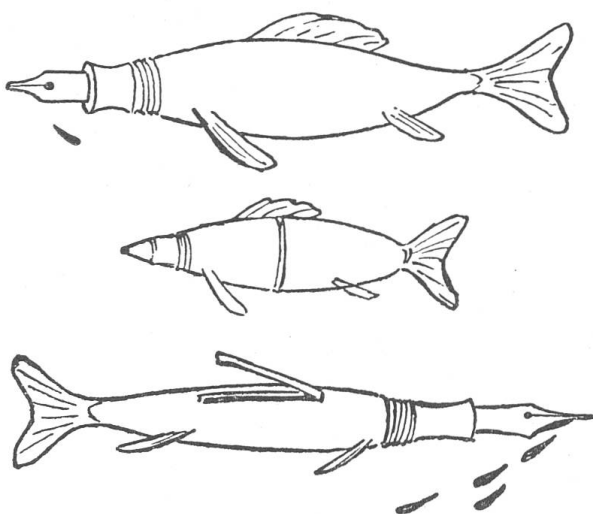
Geradezu unumstößlich fest aber wurde sein Ansehen, als er trotz der schlimmsten Androhungen eifersüchtiger Nachtbuben das schönste Mädchen im ganzen Dorf als Frau heimführte, ohne daß ihm hernach je ein Haar gekrümmt worden wäre. Daß ihn sogar die Nachtbuben fürchteten, das setzte seiner Vollkommenheit die Krone auf!

Doch nichts in unserm Erdendasein währt ewig, und es kam der Tag, da ich von meinem Lehrer Abschied nehmen mußte. Meine Eltern übergaben mich zur Weiterbildung einem Internat in einem fremdsprachigen Landesteil, und später kam das Leben selbst und entführte mich der Heimat.

Als ich nach mehr als einem Jahrzehnt, ohne nennenswerte Reichtümer gesammelt zu haben, in mein Land zurückkehrte, herrschte große Arbeitslosigkeit, und meine erste Sorge galt der Aufgabe, eine neue Existenz zu finden. Die Auswahl war gering. So entschloß ich mich, eine Aushilfsstelle im Anatomischen Institut in B. anzunehmen, das sich unter anderm auch mit Gehirnuntersuchungen befaßte. Man führte mich so schnell wie möglich und soweit es sich als notwendig erwies in das für mich völlig fremde, aber recht interessante Gebiet ein. Ich hatte erkrankte und zu Forschungszwecken bestimmte Gehirnteile zu präparieren und auf dem Mikrotom, einem speziell zu diesem Zwecke konstruierten Instrument, in hauchdünne, unter dem Mikroskop durchscheinende und in den verschiedensten Farben leuchtende Scheiben zu schneiden. Ich hatte Tabellen zu zeichnen, Briefe und wissenschaftliche Abhandlungen nach Diktat zu schreiben, Gläser zu spülen, Instrumente zu putzen, kurz, ein Arbeitspensum zu bewältigen, das sich über das Tätigkeitsfeld des simplen Handlangers bis zu dem eines halben Doktors erstreckte.

Zoo-logisches

VON HANS U. STEGER



H. U. S.

TINTENFISCHE

Das Institut hatte nun eine ziemlich umfangreiche Sammlung wissenschaftlich wertvoller Gehirnteilchen von Menschen und Tieren, die aber in letzter Zeit etwas durcheinandergeraten war. Eines Tages bat mich mein Chef, hier Ordnung zu schaffen. Eifrig machte ich mich hinter die Arbeit. Zunächst wusch ich einmal die verstaubten Gestelle. Dann begann ich damit, die Gläschen, in denen die einzelnen Sammlungsobjekte aufbewahrt wurden, eines nach dem andern zu reinigen, neu zu etikettieren und mit Alkohol oder Formalin nachzufüllen. Es war eine Sache, die zwar Genauigkeit, sonst aber keinerlei besondere Fähigkeit verlangte, und schon am zweiten Tage verrichtete ich die monotone Arbeit ganz mechanisch und etwas gelangweilt, bis plötzlich wie ein greller Blitz ein Name in mein Bewußtsein zündete, daß ich in unglaublichem Schreck beinahe das Glas, das ich eben in den Händen hielt, fallen gelassen hätte. Mit zitternden Fingern stellte ich es an seinen Platz zurück und schaute nochmals genauer hin. Ja, auch der Vorname stimmte. Dann versuchte ich, mich zu beruhigen: schließlich gab es viele Menschen mit diesem Namen, und mein ehemaliger Lehrer — ich begann zu rechnen — natürlich, der stand ja erst in den Vierzigerjahren und hatte mit seiner Konstitution die größten Aussichten, steinalt zu werden. Aber im Innersten mißtraute ich meinen Argumenten. Der einmal in mir aufgestiegene Verdacht ließ mich nicht zur Ruhe kommen, und als ich einige Wochen später wieder einmal meine engere Heimat besuchte, wurde mir bestätigt, was ich für unmöglich gehalten hatte.

Ob die Geschichte ganz stimmt oder ob sie mir eben mit den fast unvermeidlichen Zutaten und Übertreibungen, die sich beim Weitererzählen von Mund zu Mund so leicht einschleichen, übermittelt wurde, kann ich nicht untersuchen. Die direkt Beteiligten sind alle längst tot. Aber für mich war sie erschütternd genug: eine Demonstration der Nichtigkeit alles Irdischen.

Mein Lehrer war eines Morgens auf dem Wege zur Schule dem greisen Dorfarzt begegnet und hatte ihn fröhlich und etwas lärmend, wie es seine Art war, mit den Worten begrüßt: «Sie kommen mir wie gerufen! Haben Sie in den nächsten Tagen ein paar Ihrer kostbaren Minuten für mich zur Verfügung? Ich habe da an meinem Unterschenkel schon seit vielen

Jahren eine kleine Warze, die mich bisher nie genierte. Doch in letzter Zeit habe ich sie beim Anziehen der Socken ein paarmal aufgerissen und das lästige Ding hat mir die hellen Sommerhosen vollgeblutet. Könnten Sie es mir gelegentlich wegschneiden?»

Der Doktor, gut gelaunt wie immer, lächelte und meinte: «Diese Riesenoperation können wir, wenn Sie Lust haben, gleich jetzt vornehmen. Sie kommen deswegen keine fünf Minuten zu spät in die Schule.»

«Einverstanden», meinte der Lehrer, und gemütlich plaudernd gingen die beiden zusammen die wenigen Schritte bis zum Doktorhaus. Im Konsultationszimmer zog der «Patient» die Socken hinunter und krepelte das Hosenbein herauf, worauf der Arzt einen alkoholgetränkten Wattebausch nahm, die kritische Stelle säuberlich desinfizierte und väterlich sagte: «So, und jetzt beschauen Sie ein bißchen das Ölgemälde da und rühren sich nicht! — Schwupp, das hätten wir schon; hat's weh getan?»

«Fürchterlich», behauptete der Lehrer lachend, während ihm der Doktor ein Pflaster auf die kleine Wunde klebte und ihn mit den Worten entließ: «Die Rechnung können Sie mir nächsten Donnerstag im „Ochsen“ bezahlen; einen Dreier kostet's schon. Sie kommen doch zum Jaßabend?»

«Selbstverständlich! Und wenn aus dem Dreier ein Liter wird, soll's mir auch recht sein. Vielen Dank einstweilen und auf Wiedersehen!» Fröhlich pfeifend eilte der Lehrer seiner Schule zu.

Aber der Dreier wurde nie bezahlt, und im «Ochsen» stand die Kellnerin am Donnerstagabend in der leeren Gaststube betrübt an die Theke gelehnt; denn da war der Lehrer bereits tot.

Das kleine Wärrchen war ein an sich harmloses, abgekapseltes Geschwür gewesen. Durch den Schnitt, vielleicht auch schon durch das Aufreißen beim Ankleiden, waren Partikelchen desselben in die Blutbahn gelangt, hatten sich im Gehirn festgesetzt und dort in wenigen Tagen das unfassliche Zerstörungswerk vollbracht. —

Immer seither, wenn mir Sorgen, Wünsche und Hoffnungen das Heute zu vergällen drohen, rufe ich mich rechtzeitig zur Ordnung. Das hat mich mein Lehrer in einer letzten Stunde über sein Grab hinaus gelehrt.